

Slowakei – Ukraine – Ungarn

Natur-/Kulturreise mit Silvatur 7. – 21. Oktober 2012

Compagnie Internationale des Wagons-Lits et des Grands Express Europeens“
Wir träumen und stehen auf Bahnsteig 7 im HB Zürich vor dem Schlafwagenzug « Wiener Walzer ». Vor wenigen Minuten haben wir unsere Reisegruppe angetroffen, mit der wir nach Wien wollen, wo uns frühmorgens der vertraute Bus von Silvatur erwarten wird, mit dem es zu Naturschutzgebieten Osteuropas gehen wird. Aber nun gilt es zu erwachen ! Die Compagnie Internationale, die es nur in unserer Phantasie gibt, löst sich vor unseren Augen in nichts auf und macht einem banalen blechernen, weinroten Wagen Platz, worinnen oben ganz kleine und unten etwas grössere Kämmerchen sind, und wo wir in einem der kleinen mit Müh und Not unser Gepäck unterbringen. Pünktlich um 22.40 fährt der Zug ab, und man sucht in bequemen Betten jenen Schlaf, der einem von einem schaukelnden Schlafwagen mehr oder weniger gewährt wird.

Montag, 8. Oktober 2012

Aus dem Halbschlaf erwacht, steigt man mit steifen Gliedern vom Hochbett herunter. Draussen tanzen Lichter vorbei. Man schiebt etwas mürrisch ein Rouleau hoch: St.Pölten. Also nochmals anderthalb Stunden schlummern. Dann endlich Wien-Hütteldorf, das berühmte Rote Quartier aus den Kämpfen der Dreissigerjahre, 07.36 in Wien-Westbahnhof. Wir bugsieren das Gepäck aus dem Wagen und um zwei Ecken herum in eine Seitenstrasse neben dem Bahnhof, und da steht er schon, der gleiche Bus wie auf der Beresinareise im Jahre 2003 mit dem gleichen Chauffeur, Andrej Slatar, am Steuer wie damals. Der Reiseleiter, der grosse, schlanke Georg von Graefe, ein Forstmann, der mit dem Wald durch und durch vertraut ist, wartet mit einer Überraschung auf: Die schöne Tradition von Silvatur lebt, - im Bus empfängt uns, wie damals, der Walzer Nr. 2 aus der Jazz Suite von Schostakowitsch, dessen schwermütige und dann plötzlich vibrierenden Läufe uns die Schlafwagenstimmung vertreiben und in glückliche Zuversicht verwandeln.

Der Bus startet Richtung Osten. Es geht über Ringstrassen, in Wien „Gürtel“ genannt, gleich zu unserem ersten grossen Naturerlebnis, dem Nationalpark Donau-Auen. Doch zuerst kommt noch das pure Gegenteil von Natur, die Raffinerie Schwechat mit gigantischem Röhrensystem und hohen Schloten. Danach sind wir mit einem Schlag in weitem, fruchtbarem Land.

36 km weit und durchschnittlich anderthalb Kilometer breit erstreckt sich der Nationalpark Donau-Auen längs des Flusses auf beiden Ufern von Wien bis zur slowakischen Grenze. 1984 sollte die Donau hier mit dem Kraftwerk Hainburg reguliert werden. Dagegen erhob sich eine breite Volksbewegung. Im Jahre 2000 schliesslich gab die Regierung nach, und heute ist der Park ein Paradebeispiel dafür, wie eine bereits beschädigte Natur sich unter richtigem

Schutz wieder regenerieren kann. Hauptsächlich weil die Donau wieder in gewissen Grenzen frei fließen darf, Totläufe bildet und sie wieder verlässt, Kiesbänke für Vogelbruten entstehen lässt oder sie wieder wegschwemmt etc. etc. Doch bevor wir unter kundiger Führung eines Rangers das wilde Gebiet betreten, geht es zum zweiten, „richtigen“ Frühstück in den „Hauslauerhof“ in Hainburg, denn was es im Schlafwagen als Frühstück gab, fiel eher unter den Namen „Amusebouche“. Der Haslauerhof liegt prächtig über dem Fluss. Von der Terrasse geht der Blick direkt in das Parkgebiet und hinüber in eine endlose Ebene bis zu fernen Vorbergen, hinter denen man die Karpathen vermutet. Das Frühstück ist kräftig, wahrscheinlich Tradition, denn genau hier stieg jeweils der Kaiser ab, wenn er per Kutsche zur Jagd kam. Als einmal das Dorf brannte, war gerade „Kaisertermin“, der nicht gestrichen werden durfte. Also musste die Dorfjugend wie immer da stehen und den Kaiser mit einem Lied willkommen heißen, während hinter den Kindern die Flammen aus den Häusern schlugen; Franz Josef bedankte sich mit seinem berühmten „Es war sehr schön, es hat mich sehr gefreut“ und ging zur Jagd, - dann erst durfte die Feuerwehr in Aktion treten.

Gottseidank haben wir jetzt die Republik, und so hören wir nach dem Frühstück, jetzt vollkommen munter, dem Ranger zu, der, stolz auf „sein“ Gebiet, erzählt, dass wieder 63 Fischarten vorkommen, dass der seltene Flussregenpfeifer auf den Kiesbänken ohne Nest brütet, dass 5 Seeadlerpaare hier leben, nebst vielen Bibern, die hier keine Burgen zu bauen brauchen, dass sogar einige wenige Fischotter gesichtet wurden und der Kormoran selber für die Regulierung des Fischbestandes sorgt.

Dann marschieren wir in die Wildnis, Land, das bei Hochwasser 3 m tief überflutet ist. Die Eingänge sind flankiert von alten Schiffsanbindepfählen der Donauschiffahrt. Auf allen Wegen und Weglein darf man spazieren, nur nicht daneben. Sie sind nicht gepflegt, sie gehören ganz der Natur. Stämme vermodern im Wald und bieten Lebensraum für Kleintiere. Auch Biber helfen mit, solche Stämme zum Vermodern zu bringen; ein Biber braucht einen Monat, um einen Baum von 3 m Durchmesser mit seinen Zähnen zu fällen. Pappeln wachsen in nur 30 Jahren 30m hoch, Schwarzpappeln bilden sogar Kronen. Wir treffen den schwer giftigen Riesenbärenklau. Er wurde im 1. Weltkrieg von österreichischen Kriegsgefangenen aus dem Kaukasus eingeschleppt, die ihn dort als Bienenweide kennen lernten und sich so eine Pflanze neben ihrem Bienenhaus wünschten. – Die für die Regulierung des Hirschbestandes notwendige Jagd ist auch heute wie seit eh und je in den Händen der Grafen zu Babenberg-Tran; unser Ranger ist einer der gräflichen Jäger.

Zum Mittagessen sind wir wieder im Haslauerhof. Es gibt kräftige Suppe und Nockerln. Dann Adio Oesterreich, wir rollen Bratislava/Pressburg entgegen, zuerst durch eine sanft gewellte Landschaft, überall riesige Felder, weit und breit keine Bauernhöfe, die Grundbesitzer brauchen wohl einfach „Leute aus dem Dorf“. Ein Windpark mit 70 gemütlich und träge sich drehenden Windrädern; wieviel Strom, da produziert werden soll, bleibt ein Rätsel.

An der slowakischen Grenze ein riesiges Grenzgebäude in Halbtonnenform, das wegen Schengen einsam und nutzlos da steht. Bratislava kündigt sich an mit einer wahren Mauer von Plattenbauten aus der kommunistischen Zeit, jetzt aber alle freundlich und hell gestrichen. 8-spurig wird die Autobahn, dann geht es 6-spurig über die Donau und links um die Stadt herum. Die blühende slowakische Autoindustrie meldet sich mit vielen vielen Autotransportern, die vollgeladen mit je mindestens 12 Neuwagen uns entgegenkommen.

Bei Trnava wechseln wir auf die nagelneue Autobahn nach Nitra, so neu, dass gerade erst die Lärmschutzwände als Abschlussarbeiten montiert werden (wie in der Schweiz !). Das Land ist nun völlig flach, die riesigen Felder auch hier ausnahmslos perfekt gepflügt, geeggt oder mit Winterweizen angesät. Die Autobahn überquert den Fluss Vah, der unter der Brücke mäandert wie die Donau bei Hainburg. Kaffehalt bei Zlate Moravce. Jetzt tauchen die Hügel des Karpathenvorlandes auf, alle dichtbewaldet. Plötzlich eine Aluminiumgrube mit Schloten von sicher 40 – 60 m Höhe, Rohre, Kessel, Wärmetauscher auf endloser Fläche. Doch die Wälder sind hier so gewaltig, dass nicht einmal dieses Riesenwerk das Landschaftsbild schwer zu stören vermag. – Zuletzt geht es durch ein enges Tal längs eines sprudelnden Bächleins hinauf nach Banska Stiavnica. Im Tal ist es beinahe dunkel, aber auf den Höhen leuchtet die Herbstsonne auf den Bäumen, ein Bild voll wundervoller Romantik !

Müde nach dem sumpfigen Marsch in den Donau Auen und gerädert von 4 Stunden Busfahrt kommen wir in Banska Stiavnica an, einem Bade- und Bergbaustädtchen, UNESCO Weltkulturerbe. Die Gruppe teilt sich auf die zwei Hotels mit den komischen Namen Cosmopolitan I und Cosmopolitan II. Wir bekommen im Cosmopolitan I das schönste Zimmer, das über eine historische Steintreppe mit ausgebrochenen Stufen erreicht wird, ein nostalgischer grosser Raum von ca.50 m² zur Strasse, möbliert wie im

19. Jahrhundert, ein riesiges Doppelbett, ein Kinderbett mit Vorhängli, ein Badezimmer mit den alten 4-griffigen Hahnen, aber alles in tipp-toppem Zustand. Zum Nachtessen müssen wir die gewundene Hauptstrasse des Städtchens mit Bürgerhäusern aus der Zeit der Blüte der Silbergewinnung hinaufwandern, um die Leute vom Cosmopolitan II zu treffen und dann noch weiter zum Restaurant Erb. Es ist kalt, der Weg scheint endlos, - und wir haben Hunger. Vor dem Restaurant in einer Seitengasse die alte Synagoge in einem traurigen Zustand. Noch kann man am Dachgesims die alten verwaschenen Hebräischen Buchstaben erkennen. Eine schauerliche Erinnerung an die Judenvernichtung, die auch diese Gemeinde nicht verschonte. Es scheint, dass man soeben mit der Renovation begonnen hat oder beginnen will; jedenfalls stehen einige Säcke Zement vor dem Portal...Im Restaurant wird es dann bei viel Kerzenlicht richtig gemütlich, bevor in der Kälte der ungemütliche lange Heimweg zu machen ist, mit weichen Knie, vielleicht auch, weil bei Silvatur einfach alles im Preis inbegriffen ist, auch Weiss- und Rotwein zum Essen !

Dienstag, 9. Oktober 2012

Banska Stiavnica war im 18. Jahrhundert unter Kaiserin Maria Theresia die viertgrösste Stadt in Ungarn (die Slowakei gehörte damals zu Ungarn !) 20 000 kg Silber wurden damals im Jahr gefördert. Doch als in Südamerika die grossen Vorkommen von Potosi erschlossen wurden, ging die Blüte der Stadt zu Ende. Immerhin arbeitete ein Bergwerk noch bis 1993. **Dipl. Ing. Jan Sedilek** führt uns (zum Glück mit individuellen Kopfhörern) durch die Stadt. Er zeigt uns den langen Hauptplatz hinter der Katharinenkirche, wie immer im Osten mit einer Pestsäule in der Mitte. Hier sind es 3 Säulen, die eine Plattform mit der Darstellung der hl. Dreifaltigkeit (Vater, Sohn und hl. Geist) tragen. Auf beiden Seiten des langen Platzes vornehme aber schlichte Bürgerhäuser, und das Besondere: Niemand würde vermuten, dass vom Keller jedes dieser Häuser ein Stollen in den Berg führt zum Abbau von Silber. Wer hier ein Bürgerhaus bauen wollte, musste auch einen Stollen anlegen. Stolz erzählt er vom Wiederaufschwung der Stadt in den letzten Jahren: Vor 50 Jahren gab es ein Hotel und eine Jugendherberge, 1974 nahmen Studenten die Renovation der Stadt in Angriff, und heute speist man schon in 62 Restaurants.

Dann besuchen wir das Freilichtbergbaumuseum, wo alte Förderanlagen aufgestellt sind, und dann kleiden wir uns in gelbe Mäntel und setzen Helme auf. Es geht für anderthalb Stunden in den Bartholomeus-Stollen, jeder und jede mit einer Lampe ausgerüstet. Nässe, Feuchte, zwischen den Füßen die Schienen der Grubenbahn. In Seitenstollen immer wieder einzelne Abbaustellen im damaligen Zustand, Löcher, Nischen, Höhlen, wo die Bergleute gebückt, auf dem Bauch oder seitwärts liegend das silberhaltige Gestein herausschlugen beim Licht einer einzigen kleinen Oellampe... Daneben auch einige modernere pneumatische Schlagbohrhämmer. Insgesamt hochinteressant aber auch zweifach deprimierend beim Anblick der Hölle für die Bergleute noch vor 80 Jahren ohne pneumatische Hämmer und beim Anblick wie letztere jetzt einfach vor sich hin rosten.

Wir begrüßen erleichtert das Tageslicht und wandern eine Viertelstunde zu einem der vielen Stauseen und –Teiche, die einst der Wasserversorgung der Gruben dienten. Und beim See gibt es das erste von vielen Picknicks auf der Reise. Jetzt ist es höchste Zeit, die beiden guten Feen vorzustellen, denen wir jeden Tag ein Picknick erster Klasse und überhaupt noch manch andere Dienste zu verdanken haben : **Katarina Ambrusova** aus Banska Stiavnica und **Jefgenia Siniuk** aus Nyzhne Selishche in der Ukraine, Jefgenia durch und durch der russische Typ, feste Statur, rundes Gesicht mit ganz ausgeprägten Backenknochen, was hübsche Wangen macht, - Katharina, schlank, elegant, rabenschwarzer Pferdeschwanz, Angelina Jolie zum Verwechseln ähnlich, Assistentinnen von Georg von Graefe. Solche Feen gehörten schon unter Andreas Speich unabdingbar zu Silvatur auf jeder Reise. Ob es Zufall ist, dass beide aus Ortschaften stammen, die wir diesmal besuchen ? Sie verwöhnen uns auf den langen Busfahrten mit Schokolade und Guetzli, sie springen ein, wenn

es in einem Restaurant zu lange geht mit dem Service, man kann ihnen die geschriebenen Ansichtskarten für zu Hause für die Post mitgeben, und sie sorgen- falls sie nicht doch einmal übermüdet sein sollten – ganz einfach für gute Laune unter den Gästen. Ja, und eben, jetzt haben sie das Picknick vorbereitet, während wir durch die Stollennacht schlurften. Zur Standardausrüstung des Busses gehören auch Feldsesseli, also muss niemand stehend oder auf feuchten Baumstämmen essen. Das Ritual wird immer gleich sein: Zuerst gibt es an einem kleinen Tischlein den Aperero, Weisswein, Biscuits, Nüssli, Früchte, für Weissweinverächter wie Walther wird Rotwein herbeigezaubert (mit Charme und Lächeln). Dann wechselt man zum grossen Tisch, wo ein richtiges Büffet winkt mit möglichst einheimischen Speisen, Gurken, viel Pilze, gedörrte Zwetschgen, Käse von einer slovakischen oder ukrainischen Alp, manchmal sogar Knödelsuppe vom Gaskocher. Heute gibt es als Überraschung eine Schweizer Käseauswahl – Georg hat von einem befreundeten Käser die Überreste des Käse-Schweizermeisterschaft mitgenommen. Prämierte Greyerzer und Emmentaler-Mocken gilt es zu degustieren. Den zweitplatzierten Vacherin Mont d'Or haben die Assistentinnen aus Ihrer Holzschachtel befreit, er fliesst wunderbar über den Holzsteller – der Reiseleiter schlägt die Hände über dem Kopf zusammen über diese barbarische Käsebehandlung und lacht herzlich. Und zum Abschluss kommt der Kaffee, sogar Cappucino aus dem Beutel, was man einem Kaffeekenner eigentlich nicht zumuten dürfte.

14.30 heisst es Abschied nehmen vom romantischen Ort am kleinen See, und es kommt eine weitere endlose Busfahrt über Ruzenborok nach Sabinov. Immer tiefer kommen wir in die Vorkarpathen hinein, Sägereien liegen am Weg, alte Häuser, ganz balkanisch, mit Schindeldächern, Skigebiete kommen mit neuen Touristenhotels, in grösseren Orten auch neueste Wohnblöcke mit durchwegs 8 bis 12 Stockwerken. Bei Ruzemborok erstmals ein Blick auf die frisch verschneite Hohe Tatra. Wilde Felszacken wachsen fast übergangslos, nur nach einem einzigen sanften Hang, aus der Ebene in die Höhe. Wirbelstürme aus der Ebene haben hier den Gebirgswäldern zugesetzt. Die neue Autobahn wird luxuriös. Wenn wir glauben, ein Wildwechsel (künstlicher Tunnel über den Fahrbahnen) auf der Strecke Winterthur –Andelfingen sei der letzte Schrei, so erleben hier Wildwechsel, die locker 10x so breit sind wie jene. Vielleicht brauchen die Bären das...

Hinter Poprad verschwindet die Hohe Tatra, es kommt wieder sanftes Hügelland und eine romantische Strasse. Hier lebt man billig: Eine Chauffeurbeiz an der Strasse preist das Menu für Euro 3.50 an. Von Presov, wo erstmals die gewaltige Zipser Burg auftaucht geht es auf schmaler Strasse zum Tagesziel: Sabinov. Nun haben die Dörfer stark balkanisches Aussehen: Die langen schmalen Häuser mit der vorderen Schmalfront zur Strasse, zwischen je zwei Häusern ein Tor, hinter den Häusern für jedes ein Kartoffel- und Gemüseacker. Nur die Gänseherden und die Pferdewagen aus Rumänien fehlen hier. Man spürt einen Aufschwung. In fast jedem Dorf werde neue und nicht zu kleine Einfamilienhäuser gebaut,

fast immer in Eigenregie und Eigenbau. Geht das Geld aus, bleibt der Rohbau einfach stehen bis jemand aus dem Westen wieder Geld schickt. Nur die trostlosen, halbzerfallenen Zigeunerquartiere an den Dorfrändern, die gibt es auch hier. In Sabinov geht die Hälfte der Gruppe, inklusive Walther und Susi in's Hotel Torysa, die andere Hälfte ins Jagdhaus des Gutes Pechy in Hermanovce. Das Nachtessen ist für alle im Gästehaus des Gutes Pechy, - excellenter gefüllter Schweinsbraten. Halsbrecherische Fahrt der Sabinov-Gruppe zurück nach dieser Stadt.

Mittwoch, 10. Oktober 2012

Walther erwacht früh, also ist es noch gut Zeit für einen Spaziergang durch das Städtchen Sabinov. Es besteht, wie meist im Osten, aus einer einzigen, sehr breiten Strasse, deren Mitte nun ein hübscher Park mit Springbrunnen und kleinem Bächlein einnimmt. Erstaunlich, was hier in einem zentralistischen Land kleine Gemeinden an Verschönerungen des Stadtbildes fertig bringen, - mit Mitteln, die tausendmal geringer sind als die bei uns zuhause ! Fast alle Häuser, der Grossteil renoviert, haben im Parterre einen Laden, - der tägliche Bedarf der Einwohner scheint voll gedeckt zu sein. Und das in nur 20 Jahren seit dem Untergang des Kommunismus, als in einer solchen Stadt, ausgenommen in armseligen staatlichen Lebensmittelläden, „Produkt“ genannt, rein nichts, gar nichts zu haben war. Die Kinder strömen in die Schulen, fast immer von einem Elternteil begleitet. Ob der im Osten beklagte Geburtenrückgang hier nicht angekommen ist ? Reste der Stadtmauer und einige Stadttürme stehen noch. Nach dem Frühstück fahren wir auf dem Weg von gestern zurück, durch den Tunnel unter dem Berg Smrecovica, nach dem Dörfchen Zehra mit seiner frühgotischen Kirche. Das eindrucklichste unter den reichen Wandbildern dieser Kirche ist ein Bild, das den analphabetischen Menschen jener Zeit den wesentlichsten Inhalt des Alten und des Neuen Testaments in wenigen Szenen verständlich machte. In der Mitte der „Lebensbaum“, in Wirklichkeit das Kreuz mit dem Gekreuzigten, rechts davon das Alte Testament, konzentriert auf die Schlange, die sich um den Baum windet und Eva den Apfel offeriert, Eva eine gesunde blühende Frau, Adam als jämmerliches Männchen dahinter, oben rechts die „alte“ Kirche, das Judentum mit einem gebrochenen Stab in der Hand. Links des Baumes Maria als siegreiche Königin auf einem Löwen (Markus) reitend mit einem ungebrochenen Stab mit Kreuz in der Hand, dahinter ein Engel, der den Sieg des Christentums mit einem Blasinstrument verkündet. Dann steigen wir hinauf auf steilem Weg auf das Hochplateau der Zips, ein langgestreckter Felsrücken, oben flach, aus zerklüftetem Travertinstein. Hier liessen sich im 13. Jahrhundert die ersten deutschen Kolonisten nieder, weil das Plateau gut gegen die Türken und Mongolen zu verteidigen war. Wilde Natur, viele dornige Büsche, blaue, grosse kugelige Beeren daran, die uns schmecken, etwas bitter aber wahrscheinlich gesund (wenn man es glaubt). Der Blick vom Rand der Felsen in die weite hügelige Landschaft ist so beruhigend. Glückliche

über diese erste Wanderung steigen wir am Ende des Plateaus ab und dann gleich wieder hinauf zur Zipser Burg, Spissky Hrad auf Slowakisch. Die Burg, aus hellem Stein, langgestreckt über einen Travertinfelsen, wurde 1209 erstmals erwähnt. 4 ha bedeckt sie und zählt zu den grössten Burgen Europas. Als die Funktion der Verteidigung nicht mehr so wichtig war, gestaltete eine Adelsfamilie die Burg im Renaissance-Stil um. 1780 brannte sie und begann dann zu zerfallen. 1970 begannen die Wiederherstellungsarbeiten. Walther muss natürlich den einzigen noch stehenden Turm besteigen, auf einer Treppe in der Aussenmauer, so schmal, dass Kreuzen mit einem Heruntersteigenden ausgeschlossen ist, - zum Glück immer gesichert mit einer Kette. Von oben ein traumhafter Blick in die Karpathen und bis in die Hohe Tatra. Jetzt ist es aber Zeit für das Picknick. Schon beim Heruntersteigen von der Burg sehen wir die Feldsesseli auf einem sanften Wiesenhang unterhalb des Hochplateaus, sicher haben die zwei Guten Geister Katarina und Jefgenia wieder ganze Arbeit geleistet. Am Weg dorthin fallen uns reife, rote Äpfel buchstäblich „in den Schoss“. Wir werden nicht enttäuscht. Die Picknicks sind nicht nur für erfrischendes Essen da, sie bieten auch Gelegenheit zum Gedankenaustausch mit immer wieder anderen Reiseteilnehmern. Und noch ein kultureller Höhepunkt steht uns bevor: Die Stadt Levoca, deutsch Leutschau, mit dem berühmten Altar in der Jakobskirche. Nur 16 km sind es bis dahin. Eine Renaissance-Stadt mit allen Stadttoren. 1241 erwähnt, dann von den Mongolen zerstört. Deutsche Kolonisten bauten sie und 24 umliegende Gemeinden auf. 40 Zünfte, 60 Kaufleute mit Handelsmonopol beherrschten die Stadt. Viele ihrer Häuser mit vornehmen Innenhöfen für die Waren stehen noch, letztere mit Zimmern für die durchreisenden Geschäftspartner, - genau gleich wie in den Karawansereien Arabiens. Leutschau ist heute Teil der Gotischen Strasse der Slowakei: 150 Schlösser, 3 Nationalpärke. Der geschnitzte, 18,62 m hohe Hochaltar in der Jakobskirche ist der höchste gotische Altar weltweit. 1508 – 17 gestaltete ihn Meister Paul, ein Schüler von Veit Stoss aus Nürnberg. Seine Spitze berührt eine Aussparung zwischen den gotischen Rippen des Gewölbes mit blauen Sternen auf weissem Grund bemalt: Der Altar „führt“ in den Himmel! Schliesst man die Flügel, so blickt man auf deren Rückseite mit Malereien von Lucas Cranach. – Ein weiteres Werk von Meister Paul ist ein Abendmahl in Holzplastik. Diesmal nicht mit gottergeben fromm dreinschauenden Jüngern, nein, sie bechern und schmausen vergnügt, Jesus scheint ihnen gar nicht so wichtig, sie drehen ihm teilweise den Rücken zu und schwatzen fröhlich zusammen, - ausgenommen Johannes, der neben Jesus sitzt und gedankenverloren seine Lippen kratzt. So dürfte es etwa gewesen sein! Vom Reichtum der Stadt zeugt auch das Rathaus von 1550 mit doppeltem Arkadengang(ein Gang im ersten Stock) und mit 5 Neurenaissance-Giebeln am Dach. Was wir dann von unserer Führerin **Sarah Dana** hören, ist nicht mehr so erfreulich, wie es die Wirtschaft der Stadt in vergangenen Jahrhunderten war:

Die EU verhindert über den Freihandel den Export der reichen landwirtschaftlichen Überschüsse der Slowakei, und zwingt das Land im Gegenzug, zweitklassige Nahrungsmittel aus der EU zu importieren.

Zum Nachtessen sind wir zurück in Pechy, für den Apero im Zelt vor dem Gästehaus. Die Tanzgruppe aus dem Dorf Hermanovce bietet uns eine rassige Vorführung. Die Männer in Stiefeln, weissen Hosen, weissen Blousen mit Puffärmeln, darüber schwarze Jacken mit Nieten, die Mädchen in kurzen Röcken, gestickten Blousen, im Knoten des Rosschwanzes flattern farbige Bänder, die Füße in Stiefelchen. Alles, Stiefel, Strümpfe, Kostüme werden im Dorf Hermanovce in eigener Handarbeit von den Leuten hergestellt Und die Tänzer tanzen nicht nur, sie singen auch. Jetzt wirbeln die gestiefelten Füße, die Röcke fliegen, die Männer stampfen schwerfällig und wechseln in Sekunden zu wildem Tanz, gehen in die Hocke, heben ihre Mädchen hoch auf, lassen ihre wundervollen Bassstimmen ertönen, in die der sehr hohe, schleppende, tragende Gesang der Mädchen einfällt. Immer zur Musik von Geige und Akkordeon.

In euphorischer Stimmung steigen wir hinauf in den Speisesaal des Gästehauses. Die Gutsherrin ist eingetroffen: **Kay Gräfin Wettstein von Westersheimb**, eine rassige, sportliche Frau von vielleicht 50 Jahren, mit Schweizerpass und Schweizerdeutsch. Sie ist daran, das Gut ihrer Vorfahren, u.a. 300 ha Wald, nach dem Zusammenbruch des Kommunismus teilweise restituiert, wieder auf Vordermann zu bringen. Gästehaus und Jagdhaus sind vollendet, Gäste, jedenfalls „zahlende“, sind willkommen. Die Arbeiten am zweiflügeligen Herrschaftshaus des Gutes haben begonnen. Frau Wettstein pendelt zwischen Zürich und Pechy. Jetzt zum Abendessen mit uns an der langen Tafel trägt sie ein elegantes, halsfreies dunkelrotes Kleid. Der Service, das Essen sind ausgezeichnet, das 19. Jahrhundert feiert seine Auferstehung.

Donnerstag, 11. Oktober 2012

Kay Wettstein (das „Gräfin“ lassen wir mal weg, es ist zu kompliziert, und überhaupt, - eine Gräfin, die Schweizerdeutsch redet !) führt uns durch den Park, den sie gnädig einmal im Jahr für die Leute des Dorfes Hermanovce öffnet (bis 1848 vielleicht noch ihre Leibeigenen ?). Wie er sich jetzt nach den „Übungen“ der Roten Armee nach dem Krieg 1945 präsentiert, ist ihr Werk. Jetzt trägt sie ein sportliches Kostüm, das ihre sehnige Figur verrät. So etwa stellt man sich eine Gutsherrin vor, wenn sie ihre schuftenden Wald- und Feldarbeiter beaufsichtigen geht. Sie erzählt lebhaft von der Vergangenheit. Im 16. Jahrhundert wurde das Gut den Grafen von Pec in Ungarn verliehen, die sich seither Pechy nennen. Das Lehen war verbunden mit der Verpflichtung, die Grenze gegen die Türken jederzeit zu verteidigen. Im 17. Jahrhundert wollte ein von Pechy eine reiche Dame ehelichen. Doch sie stellte die Bedingung: entweder ein neues Schloss auf dem Hügel oder Ihre Gnaden suchen eine andere. So entstand,

das heutige Herrenhaus, das man gerade zu flicken begonnen hat. Die alte Burg schaut noch verloren aus dem Wald gegenüber dem Schloss, das ihr schnöde den Rang ablief. Zum Dank an ihren gehorsamen Bräutigam stiftete die Dame eine Kirche jenseits des Parkes genau in der Achse des neuen Schlosses. Was Kay Wettstein dann über die heutige Situation des Landes erzählt, deckt sich leider mit dem, was wir in Levoca von Sarah Dana gehört haben: Die EU blockiert die landw. Ausfuhren der Slowakei zwecks Absatz der eigenen minderwertigen Produkte... Muss man wirklich in den fernen Karpathen noch dem Blocher in die Hände spielen ? Die Frage ist gestellt !

Jetzt geht es aus dem Park über ein Bächlein, das zu Anfang des letzten Jahrhunderts das erste private Schwimmbad des Landes im Park von Pechy speiste (heute von russischen Soldaten zerstört und unter der Grasnarbe verschwunden). Vor uns eine Strasse und jenseits eine steile Treppe zu der gestifteten Kirche. Da kommt eine unvergessliche Szene: Von rechts nähert sich ein Roma-Paar, Mann und Frau, die heftig miteinander streiten, und das so laut, dass man das eigene Wort kaum mehr versteht. Die Gutsherrin macht einige Schritte hinaus in die Strasse und ruft den beiden einen scharfen Befehl auf slovakisch zu, wahrscheinlich so etwa wie „Maul halten !“ Augenblicklich verstummen die Roma, gehen mit halb abgewendeten Gesichtern (einer Gräfin schaut ein Roma nicht ins Gesicht) an uns vorbei, und die Frau bekreuzigt sich dabei. Unsterbliches 19. Jahrhundert !

In der Kirche soll uns für die kommenden Tage ein „Reisesegen“ gespendet werden. Wir denken an ein paar nette Gesten eines alten Dorfgeistlichen, aber wir täuschen uns gewaltig. Der Pfarrer, soeben noch in einem Anzug wie wir alle, erscheint in weisser Soutane, stellt die Monstranz vom Gesims vor dem Tabernakel auf den Altar vor sich. Ein Messdiener erscheint mit dem Weihrauchfass und schwenkt es vor der Monstranz hin und her, der schwere, süssliche Duft zieht durch die Kirche. Dann spricht der Priester, denn jetzt ist er einer, den Segen in unverständlicher Sprache, ist es Latein, ist es Slovakisch ? Zuletzt hebt er die Monstranz, der Messdiener kommt nochmals, wieder Weihrauch, und dann fällt der Priester in einen rituellen Sing-Sang. Nun kann uns nicht mehr viel passieren, und zuversichtlich gehen wir hinaus. Kay Wettstein ist stolz auf „ihre“, bzw. ihrer Vorfahren Kirche; Jeden Samstag ist Vorabendmesse und jeden Sonntag ist zweimal Messe, und jedes Mal sei die Kirche gerammelt voll.

11.00 Uhr, der Bus nimmt uns auf die letzte Strecke in der Slowakei über Presov- Kosice –Michalovce zur ukrainischen Grenze bei Uschgorod. Die Gegend wird ärmlicher, nun sind nicht mehr all die riesigen Felder bestellt, viel Brachflächen liegen zwischen ihnen, die Häuser sind zum Teil sehr bescheiden, Es kommen die winzigen 2-zimmerigen Häuschen, die man aus russischen Erzählungen kennt (Chagalls Geburtshaus in Vitebsk war so eines). Leute schlagen sich durch mit kleinen, selbstgebastelten Beizlein. Bei Secovice, halbwegs zwischen Kosice und Michalovce eine Roma-Siedlung, ausschliesslich Blech- und Strohhütten,

wild durcheinander, genau wie die Slums in Südamerika, noch viel schlimmer als die Romahäuser am Rand der rumänischen Dörfer.

1 Stunde Grenzkontrolle bei der Ausreise aus der Slowakei, 1,5 Stunden Grenzkontrolle bei der Einreise in die Ukraine, der arme Andrej Slatar wird richtig schikaniert, und das auf beiden Seiten, während unsere Pässe in wenigen Minuten abgefertigt werden. Dann aber geht es umso flotter weiter nach Chust, wo die eine Gruppe das Hotel VIP bezieht, die andere, darunter auch Susi und Walther bis Nyzhne/Selishche fährt, wo wir Unterkunft in Privathäusern erhalten sollen. Versprochen waren eigentlich Bauernhäuser, aber uns trifft es zu einer Musiklehrerin, Octana mit Namen in ihrem neuen, sehr massiv und seriös gebauten Haus. Leider spricht sie keine Fremdsprache, sodass es mit der erhofften Konversation mit einheimischen Bauern nichts ist, was besonders Susi leicht nervt, während Walther sich einfach auf das erste russische Essen freut. Es ist dann auch wie erwartet, d.h. Octana serviert riesige Portionen, und selbstverständlich muss zuerst der obligate Schluck Vodka kommen. Dann laue Blini, viel Quark, 7 Salate, hübsch angeordnet auf der Platte, aber Octana mischt sie plötzlich zusammen, was zu einer undefinierbaren Farbe des Ganzen führt; gesund und gut ist die Speise trotzdem. Wir teilen die Unterkunft mit unserem Chauffeur Andrej Slatar mit Robert Schwaller, Arzt für Allgemeine Medizin im Ruhestand, ein ganz interessanter Mann. Er schmiedet. Das ist vielleicht nicht ungewöhnlich, denn immerhin waren im Mittelalter Schmiede und Bader, die Vorläufer der Ärzte, in der gleichen Zunft ! Er sammelt Glocken. Auf dieser Reise kaufte er auf einem Bauernmarkt gleich eine ukrainische Kuhglocke, die in seiner Sammlung noch fehlte.

Freitag, 12. Oktober 2012

Nach der Versammlung der ganzen Reisegruppe hören wir zuerst einen Vortrag von PD Dr. Mykola Korol von der Forstlichen Fakultät der Universität Lemberg über die Wälder Transkarpatiens. Dann bilden wir Gruppen. Susi und Walther schliessen sich Gruppe B an, die mit der grössten sportlichen Leistung dreieinhalb Stunden Marsch hinauf und hinunter durch die Urwälder. Wer es gemütlich haben will, geht zur Besichtigung der Käserei in Nyzhne Selishche, die mit schweizer Hilfe eingerichtet wurde; produziert wird: Greyerzer ! Wir ziehen also los um 11 Uhr mit Mykola zum Buchenurwald von Uholka. Es geht steil hinauf. Als ältere Herrschaften, die zweitältesten der Reisegruppe, sind wir dankbar um Wanderstöcke aus dem Bus. Einmal kommen wir zu einem Karstloch von 3 m Durchmesser und 20 m Tiefe. Seitengänge von 50 m zweigen ab. Da unten leben 9 Arten von Fledermäusen. Im ganzen Reservat wachsen ausschliesslich Buchen. Der Untergrund ist einfach genau so, dass nur die Buche sich hier wohlfühlt. Neuen Aufwuchs gibt es, wo die Natur einen Windfall bewirkt. Wir lernen Erstaunliches. Z.B. dass eine „gesunde“ Buche inwendig „tot“ ist, d.h. dass sie innen so dicht gewachsen sein muss, dass keine Pilze leben, - das Leben einer Buche findet in der Rinde statt. Nach anderthalb

Stunden strengen Marsches erreichen wir eine Hügelkuppe. Der höchste Punkt ist ein felsiger glitschiger Hügel, den die Mutigeren auch noch besteigen. Von oben schweift der Blick über endlose Hügel, nur Wälder und Wälder, kein einziges Haus stört die wilde

Natur. Als wir schliesslich um den Fuss des Felshügels herumgehen, entdecken wir, dass er zum Teil hohl ist, besser gesagt eine Höhle bildet, die entfernt an die Täuferhöhle bei Bäretswil erinnert. Darum heisst er auch die „Karstbrücke“. Eine Stunde und 40 Minuten brauchen wir für den Abstieg bis zur Siedlung der Forstleute. Das Wetter ist jetzt sehr gut, im Urwald sahen wir die Sonne gar nicht, und schon steht unter zwei Eichen am sonnigen Abhang unser schon gewohntes Picknick. Unter den Füssen knirschen die Eicheln, 2 Pferde weiden unter dem Hang wo es eben ist, nach russischer Art mit zusammengebundenen Vorderfüssen: Zäune kennt man in der Ukraine nicht, darum diese barbarische Methode die Freiheit der Tiere zu beschränken.

Um viertel vor fünf kommt aus dem Dorf Nyzhne Selishche eine „Hudaki Musik“ (Von NeSTU, einem Aufbauprojekt Schweiz-Transkarpathien betreut). In einem alten Backsteingebäude der Siedlung spielen sie für uns die Musik, wie sie zu einer transkarpathischen Hochzeit gehört. Zentrum des kleinen Orchesters und wichtigstes Instrument ist das alte grosse Hackbrett mit gedrehten Beinen, sicher weit über 100 Jahre alt, gespielt von einem gedrunenen Mann mit Backenknochen und Stupsnase, der seine Hämmer rasen lässt. Dann gibt es den hochgewachsenen, schlanken Flötenspieler, Chef der Band, das knappe schwarze Hütchen immer auf dem Kopf, künstliche Blumen am schwarzen Jacket über weissem Hemd, vornehm wie bei einer richtigen Hochzeit, den Geiger in weissem Anzug, auch mit Blumen, den Gitarristen, den Bassisten, seinen Schnauz à la Zingara, den Akkordeonspieler und zuletzt den Trommler, der seine umgedrehte Pauke pausenlos bearbeiten wird. Ganz bescheiden hinter den Männern stehen zwei Frauen, eine ältere, kräftige, schon fast eine Babuschka, kurzer gedrungener Hals über ausladendem Busen, im pechscharzen Haar einzelne rotgefärbte gedrehte Löcklein, - eine ganz junge, mädchenhaft hübsche mit langen schwarzen Haaren. Sie wecken Erwartungen. Und dann geht es los. Eine Musik bald schreiend, bald quiekend, in rasendem Tempo, und nachdem es lange Zeit so mit immer gleichen Tonfolgen gegangen ist, treten die zwei Frauen nach vorn und fallen mit ihren Stimmen ein, die ältere dunkel und laut und voll, die jüngere lieblich, hoch und auch laut. Ihre Töne steigern sich, die Worte sind vielleicht selbst auf ukrainisch kaum zu verstehen. Man kann sich vorstellen, wie an einer Hochzeit die zwei- bis dreihundert Gäste (was normal ist) in Trance geraten.

Die Frauen treten nun bescheiden zurück hinter die Männer, während der Flötist sein Instrument absetzt und nun seinerseits zusammen mit dem Geiger und dem Gitarristen ein Lied zur Musik der anderen singt. Seitwärts in der Dämmerung kaum zu erkennen, halb verborgen von einem Vorhang, sitzen alte Schnaps-

trinker, so sehr dem Schnaps ergeben, dass sie von den rasenden Rhythmen kaum Notiz zu nehmen scheinen. Besonders von einem kleinen Männlein leuchten vom Schnaps die Äuglein durch das schummerige Licht, während er mit dem linken Zeigefinger sein kleines Gesichtchen stützt, ohne seine Pose, der aufreizenden Musik zum trotz, einmal zu ändern. Die Szene könnte von einem alten Niederländer gemalt sein.

Manchmal stoppt die Musik für eine Fünftelsekunde um dann auf den hellen Schrei eines Mannes neu und noch wilder einzusetzen. Nun singt die junge Frau ein schmachtendes, süßes Liebeslied solo, nur unterstützt vom hämmernden Rhythmus der Trommel. Ein zweites Liebeslied, sanft begleitet von der Geige, und plötzlich fallen schwermütig die anderen Instrumente ein, dazu singt nun die ältere mit ihrer starken klaren Stimme mit bis beide Frauen sich wieder auf ihre bescheidenen Plätze im Hintergrund zurückziehen, - die Musikanten repetieren die Melodie des Liedes, zuerst langsam, dann immer stärker, immer schneller, nun singen auch Flötist, Gitarrist und Geiger, die Frauen drängen nach vorn und teilen ihre Stimmen mit den anderen. Aus dem Liebeslied ist ein rasender Tanz geworden, der Tanja von Longo Mai, Jevgenia, ein Mann und ein Mädchen aus dem Dorf auf die Tanzfläche zwingt, wo sie engumschlungen alle vier im Kreis tanzen dass die Rosschwänze fliegen, rechtsherum, linksherum und die Füße stampfen. Jetzt ist alles nur noch Rhythmus, geführt vom Schlagholz der älteren und von einer Rassel in der Hand der jüngeren der Frauen. Mit einem spöttischen Lied von allen endet das Konzert, es scheint, die Frauen und Männer aus Nyzhne Selishche machen sich lustig über uns steif dasitzende Städter. Begeistert klatschen wir, worauf sich der Flötist als Chef im Namen seiner Gruppe bedankt und noch beifügt, dass die Musik aus der Maramuresch, einem ungarischen Gebiet im nahen Rumänien stammt, also eigentlich gar nicht ukrainisch ist. Als Dreingabe dürfen wir noch die junge Frau mit einem Liebeslied solo hören, mit dem einzigen Liebeslied des Landes, das mit einem Happy End ausklingt.

Auf der Rückfahrt besuchen wir im Dorf Kolodne die alte Holzkirche. Solche kleine Kirchen gehörten früher in der Ukraine, überhaupt in Russland zum Bild der Dörfer. Sie sind wirklich sehr klein, bestehen innen aus einem Raum, der erst nach von der Ikonenwand zu einem Drittel den Gläubigen nicht zugänglich ist. Vielleicht fünfzig, sechzig Leute finden Platz im Kirchenraum, dazu noch ein Chor auf einer winzigen Empore. Über dem Eingang steht meist der Turm mit einem phantasievollen Aufbau. Die Kirche hier ist die älteste Holzkirche der Ukraine, vollkommen ohne einen einzigen Nagel, nur aus ineinander gefügten Eichenbalken gebaut. Unvermittelt steigt Olga, die hübsche junge blonde Sängerin auf die Empore und singt uns acappella ein sehnsüchtiges glockenreines Jesus-Wiegenlied – melancholisch und herzerwärmend. In ihrer Jugend gewann Olga im damals noch sowjetischen Jugend-Gesangswettbewerb die Auszeichnung „goldene Stimme der Ukraine“.

Es ist Abend geworden im Dorf Kolodne. Das gleiche Bild wie in allen Dörfern am Abend: Die Kühe trotten von der Gemeindewiese heimwärts, ohne Hirten, jede weiss selber, wohin sie gehört, meist ist es eine einzige zu einem Haus. Über eine Hochebene geht es nach Chust. Gerade geht die Sonne in einem Meer aus Gelb und Rot und Grau unter. Auf einem fernen Bergrücken leuchten die goldenen (?) Kuppeln einer Kirche aus der Abenddämmerung, die den Berg verzaubert. An seiner Flanke zerfasert eine leichte Wolke aus herbstlichem Nebel. Zwischen Strasse und Berg, schon stark im Dunkel, ein flaches, braches Land im Übergang von fruchtbaren Feldern aus der Kolchoszeit zu einer tundraähnlichen Wildnis. Kann es etwas Romantischeres, Sehnsüchte weckenderes geben ?
Das Nachtessen bei Octana ist wieder reichlich, Braten, Kartoffelstock, Sauerrahm, der unumgängliche Vodka.

Samstag, 13, Oktober 2012

Auf dem Programm das Treffen mit einer traditionellen Schafherde in den Bergen, samt Picknick mit den Schäfern. Aber die Herde ist weitergezogen, - wir werden trotzdem etwas sehr Interessantes erleben. Bei der Abfahrt vor dem Hotel VIP in Chust eine echt russische Begegnung: Ein blinder Wandermönch, ein Starez, steht auf dem Trottoir, schwärzlich-brauner Kaftan, wohl selten Bekanntschaft mit einer Waschmaschine gemacht, drum herum einen Gürtel, eine spitze Fellkappe auf dem Haupt über verhärmtem, mit dem bitteren Schicksal zufriedenen Gesicht, auf der Brust das silberne Kreuz, in der Hand den weissen, langen Stock.

Wir fahren hinauf in die Niederen Karpathen zum Dorf Richka. Immer ärmlicher werden die Dörfer, immer häufiger kommen die traditionellen Blockhäuser mit ihren winzigen zwei Zimmern. Jetzt begegnen wir auch vermehrt Pferdefuhrwerken.

In Richka empfängt uns auf dem Dorfplatz **Bogdan**, Stiefel, alte Militärhosen, ungarischer Schafspelz, den schwarzen Hut über stoppelbärtigem Gesicht, ein stolzer, grosser Mann, auch einer aus Longo Mai, der Kommune, die 1968 die Bürger erschreckte, heute aber nur Positives leistet bei der Waldrettung, hier und in Südfrankreich. Plötzlich, man weiss nicht wie, sind wir bei einer Babuschka auf ihrem winzigen Höflein und bewundern ihren selbstgewobenen Stoff in verschieden farbigen Bahnen. Einige können nicht widerstehen, sie kaufen eine lange Bahn, die sie am Ende der Reise unter sich teilen werden. Die Babuschka strahlt und schenkt allen zum Dank von ihrem selbstgemachten Käse.

Nach kurzer Wanderung erreichen wir die Alpwiese, wo Bogdans altes Blockhaus steht. Zu unserer Überraschung stehen auch 2 Indianer Tipis hier. Im nächsten Moment müssten nun Kriegsbeile schwingende Rothäute aus dem Wald hervorbrechen... Nichts dergleichen, ein Tipi ist Bogdans Schmiede. Tatsächlich: eine Schmiede in einem Zelt. Aber sie funktioniert !

Ein grosses Waschbecken, mit Lehm verstärkt, ist die Esse, ein Ventilator an einer Autobatterie ersetzt den Blasebalg. Bogdan schmiedet alles, vom Nagel bis zum Hufeisen auf einem kleinen Amboss. Die Holzkohle für das Schmiedefeuer brennt er selber im Wald aus Fallholz, das Wasser für seine kleine Familie, Frau und Bub, schöpft er einfach aus dem Bach. Er hat Oekologie studiert und zeigt, wie man oekologisch leben kann. Mit Herzblut erzählt er, wie Skiresorts das Land kaputt machen, - in nur 2 Jahren zerstöre ein Resort die Oekologie seiner Umgebung. Man merkt ihm die Liebe zum Land und die tiefe Enttäuschung über die moderne Entwicklung an. Junge Leute kommen im Sommer hierher zu seinen Schmiedekursen, die immer im Tipi stattfinden. Seine Vision ist es, dass alle Knaben in der Schule das Schmieden lernen. Denn Männer sollten mit einer männlichen Tätigkeit Männer werden, meint er, und weckt ein bedenkliches Stirnerunzeln bei den Feministinnen in der Gruppe ! “ So ist es besser, die alten, aber durchaus gesunden Vorstellungen (es gibt schliesslich heute auch Schwingerinnen, warum sollen deren Bizepse nicht auch zum Schmieden geeignet sein ?) einmal hintan zu stellen und sich dem „geschlechtsneutralen“ Essen zu widmen, zu was die beiden guten Feen während wir dem Schmied lauschten, mit dem Picknick schon wieder alles Nötige organisiert haben. – Bogdan entzündet unterdessen im Tipi ein Schmiedefeuer und zeigt uns dann, wie er auf dem Amboss aus einem Eisenstab ein Messer schmiedet. Nun ist Robert aber im Element: Er bittet um die Erlaubnis, wenigstens einen bescheidenen Nagel schmieden zu dürfen, und dann schwingt er tatsächlich den Hammer und lässt ihn auf das rotglühende Eisen niedersausen, dass uns in den Ohren die alte Schnulze von der „Schmiede im Schwarzwald“ klingt... Ein Blick in Bogdans Haus zeigt eine recht grosse Alphütte mit zwei Zimmern. Das eine ist Wohnzimmer, Schlafzimmer und Küche, wo seine Frau, eine gesunde Aussteigerin in dörflicher Aufmachung am Feuerherd stehen muss, wo das Ehepaar – und vermutlich auch Besucher – sich das riesige Gemeinschaftsbett teilen, von dem man auch direkt den Ofen besteigen kann, um in kalten Winternächten dort oben zu schlafen. Der Bub ca. 8-jährig schläft im Nebenraum; jetzt sitzt er vor dem tragbaren Computer (der Fortschritt lässt sich nun einmal nicht aufhalten). Longo Mai arbeitet mit NeSTU zusammen. Auf dem Marsch in das Dorf hinunter kommen wir an einem anderen Bauernhaus vorbei, nicht ohne dass den Leuten einige Felljacken abgekauft werden. Und unten auf dem Dorfplatz kommt noch eine Babuschka, in den Händen eine Tasche mit einem selbstgestrickten dicken Pullover. Zuerst ist es gar nicht sicher, ob es nicht einfach ihr Pullover ist oder ob sie ihn wirklich verkaufen will. Letzteres wird mit Zeichensprache dann doch klar. Ursula erbarmt sich der wirklich arm wirkenden Frau und kauft den Pullover für 40 Euro. Wie die Alte die zwei Zwanzigerscheine in die Hände bekommt, leuchten die Augen und dann füllen sie sich mit Tränen; noch nie in ihrem ganzen Leben hat sie soviel Geld in den Händen gehabt. Dann auf nach Lemberg, der alten, ehemals oesterreichischen Kulturstadt.

Lemberg in Galizien, oesterreichisch bis 1918, dann geteilt unter Polen und Rumänien, jetzt ukrainisch. 5 Stunden Busfahrt liegen vor uns, die Andrej Slatar problemlos bewältigt. Wir überqueren die Niederen Karpathen und kommen die wahre ukrainische Tiefebene, in das Gebiet der fruchtbaren Schwarzen Erde, einstmals zur Zeit der Zaren die Kornkammer Europas, bis der 1. Weltkrieg, der hier besonders wütete, der Kommunismus und dann der 2. Weltkrieg alles zerstörten, und als die Landwirtschaft endlich wieder funktionierte (mit riesigen Ernteverlusten wegen der Planwirtschaft mit ihren chaotischen Transportverhältnissen) brach 1990 der Kapitalismus über das Land herein, machte die Kolchosen überflüssig, ohne einen gesunden privaten Bauernstand zu schaffen, sodass heute, ganz im Gegensatz zur Slowakei, riesige Flächen besten Ackerlandes einfach brach und verunkrautet liegen. Neuerdings sollen Oligarchen das Land aufkaufen und an ausländische Agrokonzerne verschachern. Die Regierung kümmere sich keinen deut um die Landwirtschaft, hört man. – Endlich in Lemberg hätten wir im Hotel Opera Quartier nehmen sollen. Zum Glück ist es ausgebucht, sodass wir im noch feineren „Leopolis“ (lateinischer Name für Lemberg) mit 5 Sternen unterkommen.

Sonntag, 14. Oktober 2012

Nach dem 5-Stern-Frühstück, sogar Prosecco gibt es à discrétion, machen Susi und Walther einen kleinen Spaziergang. Zwei Häuser weiter in der Theatralna, wo das Hotel steht, strömen aus einem Portal Offiziersschüler (Kadetten ?) in dunkelbraunen Uniformen, auf den Köpfen die typisch russischen Schirmmützen mit den steil vorne aufragenden Tellern. Es muss irgendwas los sein.. Ja, natürlich, der Jahrestag der Gründung der Ukrainischen Armee im Oktober 1917 ! Auf dem langen Hauptplatz von Lemberg, dem Svobody Prospekt, üben die Offiziersschüler, auch ganz schwächliche Buben darunter, den rhythmischen Aufmarsch für die eigentliche Feiern zu martialischen Soldatenliedern, die aus riesigen Lautsprechern über den Platz schallen. Vaterland und Kirche, Kirche und Vaterland: Vor einer Kirche seitwärts des Platzes, knien die Gläubigen auf hartem Asphalt, selbst die ältesten Babuschkas, während ein weissgewandeter Priester vor dem Kirchenportal am Mikrophon predigt. – Und derweil beten vor einer Marienstatue an anderer Stelle des Platzes hohe, alte Offiziere, sogar Generäle,- Veteranen des 2. Weltkrieges. Um 10.30 brechen einige, Susi und Walther sind auch dabei, auf zum orthodoxen Gottesdienst in der St.Georgskathedrale auf einem Hügel jenseits des Svobody Prospekts. Es ist der berühmte Wechselgesang zwischen den Popen im Bariton am Hauptaltar und den herrlichen Sopranstimmen des Kirchenchores auf der Empore im Rücken der Gemeinde. Die Kirche ist voll, die Hälfte steht, die Hälfte sitzt. Bestimmte Leute im Mittelgang halten Fahnen mit Heiligenbildern auf hohen Schäften. Bei gewissen Worten des Priesters neigen sich die Fahnen nach vorn und richten sich gleich wieder auf. Nach einer

Stunde wird der Gesang des Priesters vorne zu einem melodischen hohen Schreien, während andererseits der Chor nun viel sanfter antwortet. Um viertel vor 11 verlassen wir die Kathedrale aus einer immer dichter stehenden Menge heraus. Und immer noch strömen neue Gläubige herzu, die jungen Frauen durchwegs elegant, bordeauxrote Lederjacken scheinen der neueste Schrei zu sein. Und das bei einem Durchschnittslohn von 250 Euro pro Monat ! (Ein Junglehrer nach der Universität verdient 120 Euro im Monat).

Zurück auf dem Hauptplatz hat sich unterdessen viel Volk eingefunden. Alles lauscht einem Soldatenchor. Dann paradieren Offizierschüler, ein Teil nun in weissen Uniformen mit weissen Képis anstelle der unförmigen Tellermützen. Ein General inspiziert die rituell vorbeistampfenden jungen Männer. – Gleichzeitig marschieren auf der andere Seite des Platzes historische Gruppen: Kavalleristen aus dem 2. Weltkrieg auf Pferden, vorgehängt die seinerzeitigen sowjetischen Maschinenpistolen mit Trommelmagazin. Volkssturm, alte Männer mit roten Armbinden, Mauserrepetiergewehre umgehängt, Frauen, Kinder, junge Soldaten in den gelbbraunen wattierten Uniformen der damaligen Roten Armee. Jetzt haben wir für eine Zeit von Religion und Vaterland genug, aber noch kommt etwas Russisches: In einem Café eine Borscht-Suppe, dunkelrot vom Randensaft, als Mittagessen.

Am Nachmittag hören wir ein Referat von **Juri Durkot**, Journalist über die politische, wirtschaftliche und kulturelle Situation der Ukraine. Er ist sehr pessimistisch, die Demokratie werde abgebaut, die Wirtschaft sei in den Händen von Oligarchen. Dann offeriert er eine Stadtführung, der sich alle anschliessen, nur Walther haut ab, weil er in die Sauna des Hotels will, die extra für ihn allein angeheizt wird.

17.00 gilt es, sich fein zu machen für den Besuch der Oper von Lemberg, am nahen Ende des Svobody Prospekt, nur einen Steinwurf vom Hotel. Silvatur möchte ausdrücklich, dass die Teilnehmer zwischen dem Herumstiefeln in der Natur und dem Besuch exquisiter Kulturstätten unterscheiden. Also gebügelte Hosen, frisches Hemd mit Kravatte, Jacke, wenn auch nicht gerade den Smoking, die Damen so elegant wie es das Gepäck erlaubt. Letzteres befolgen vor allem unsere Assistentinnen, Jevgenia in einem Kleid mit Elementen ukrainischer Volkstracht, Katarina ganz in schwarz mit hohen, ganz hohen Absätzen, - doch Oxana, die Frau von Mykola Korol, die zu uns gestossen ist, stellt beide in den Schatten in ihrem knapp auf den Körper geschnittenen Mantel aus feinstem Leder und mit Absätzen, die jene von Katarina noch überragen ! Daneben ihr Töchterchen, vielleicht 6-jährig, gekleidet in etwa aus der Luxus-ecke von Grieders Kinderabteilung...

Das Opernhaus im Stil wie alle Opernhäuser im alten Europa. Es wird behauptet, es sei ein Helmer und Fellner Bau, wie Zürich, - aber in Lemberg will man wissen, es sei von einem Lemberger Architekten gebaut worden. Egal, voll von rot-goldenem Prunk der ausladenden Plastiken und Stukkaturen an Decke

und Wänden ist es so oder so. Unsere Plätze sind im 2. Rang von vierein in der ersten Reihe. Gespielt wird die ukrainische Oper: „Kosaken in Transdanubien“. Kosaken haben türkisches Territorium erobert. Der Kosakenhauptmann, ein liebenswerter Trottel, Pluderhosen, Stirnlocke schräg über das Gesicht wird von seiner Frau immer wieder in den Senkel gestellt. Die Türken kommen zurück. Herrliche Arie des Sultans. Sein Hofnarr verkleidet den ewig beschwipsten Kosakenhauptmann als Sultan. Der glaubt schliesslich, er sei einer. Aber seine Frau verspottet ihn. Ein Ukrainischer Student will seine Tochter entführen. Die Türken verhaften beide. Schon bringt der Page des Sultans das Richtschwert. Da kann der Hauptmann den Sultan umstimmen, weil er eine alte Geschichte von letzterem kennt. Beide dürfen heiraten. Alle sind glücklich und der Chor der Mägde des Hauptmanns singt das Hochzeitslied.

In der Grossen Pause führt uns Jevgenia über eine Hintertreppe in ein unterirdisches Gewölbe (gleich kommt das Phantom der Oper,- huuu !), aber nein, es ist ein Gedränge von Leuten, die zum offiziellen Eingang hereingekommen sind und es gibt für uns in einer reservierten Nische Prosecco und Snacks. Und nach dem Schlussapplaus gehen wir zum Nachtessen in das Restaurant Kupol auf dem Zitadellenhügel. Für den Weg dahin wollen Susi und Walther für einmal bei den „Bequemen“ sein. Also besteigen sie vor dem Opernhaus mit 4 anderen zusammen eine wartende Kutsche, Robert, der Schmied und Glöckner, setzt sich stolz auf den Bock, Hü, und los geht's. Sonntag abend, kein Verkehr, ideal für eine Fahrt mit einer zweispännigen Kutsche, mit Pferden, deren Hufe auf dem alten Pflaster von Lemberg im Takt klacken, ohne vom Lärm des werktäglichen Verkehrs übertönt zu werden. Das Kupol war übrigens das allererste private Restaurant nach der Wende 1989

Montag, 15. Oktober 2012

Mit Dr.M. Korol fahren wir in das Eichen-Buchen-Föhren-Reservat Roztotschja, nahe der polnischen Grenze. Erst 2011 beschlossen, ist es 2 800 km² gross und ist der Ort mit der grössten Vielfalt von Bäumen von ganz Europa. Die Bäume wechseln ganz genau mit der Art des Bodens, auf dem sie stehen. So kann man 20 verschiedene Waldtypen hier unterscheiden. Ein oekologisches Schulungszentrum möchte das Verständnis für die Oekologie, gerade unter Schülern, fördern. Der Weg, wo wir wandern, ist eine scharfe Grenze, rechts nur Eichen, links nur Föhren. Die Waldränder sind natürlich, nicht abgeschnitten wie bei uns, vielmehr sind sie Übergangszonen zum offenen Land in Gestalt von Buschwerk, also oekologisch wertvoll. Gegen Geld akzeptieren in der Schweiz neustens die Waldbesitzer solche Streifen von 8 m Tiefe. Unser Ziel eine offene Ebene, die in der Sowjetzeit entwässert wurde, die Entwässerungsgräben zerfallen heute, schon erobert sich die Natur die Fläche zurück. Im Schweigemarsch, 20m Abstand, gehen wir zurück. Wieder die Stimmung wie

vor Banska Stiavnica: Dämmerung auf dem Weg, leuchtende Sonne auf den Baumkronen. Beim Bus brodeln eine Fischsuppe über offenem Feuer als Herzstück des heutigen Picknicks.

Und schon wieder Kultur. Diesmal die Renaissance-Stadt Zhovkva, 20 km von Lemberg. Eine ganz kleine Stadt, im 17. Jahrhundert im Spätrenaissance-Stil von den Habsburgern geplant und gebaut. Im wesentlichen Häuser von Kaufleuten um einen viereckigen, weit überdimensionierten Platz, teilweise begrünt. Alle 4 Stadttore sind noch erhalten. Eine Seite wird vom Schloss eingenommen, das aber eher wie eine Kaserne aussieht. Alle 4 Religionen Galiziens haben ihre Gotteshäuser: Die röm. Katholiken, die Unierten, dh. Katholiken mit orientalischem Ritus, identisch mit jenem der Orthodoxen, mit Ikonen und dem von Lemberg her bekannten Wechselgesang, - nur sind sie dem Papst unterstellt, Und die wichtigste Besonderheit: Ihre Priester dürfen heiraten, nur nicht, wenn sie Bischöfe werden wollen. Dann die griechisch Orthodoxen unter dem Patriarchat von Konstantinopel, im Unterschied von den russisch Orthodoxen unter dem Patriarchen von Moskau. Schliesslich die Juden, die es nicht mehr gibt, aber deren Synagoge es punkto Grösse mit den christlichen Kirchen aufnehmen kann. Sie wurde lediglich innen von den Nazis zerstört; eine Wiederherstellung ist geplant.

Zurück in Lemberg hören wir **Jurko Prochasko**, der uns schon in Zhovkova geführt hat zum Thema: Ältere und zeitgenössische Literatur aus Lemberg und Galizien. Nachtessen in einem armenischen Restaurant.

Dienstag, 16. Oktober 2012

Geplant war, von Lemberg bis Ivano-Frankivs'k mit der russischen Breitspurbahn zu fahren. Nun heisst es, wegen dem Sparzwang weil die Ukraine zuviel Geld für die Europafussballmeisterschaften ausgegeben habe, sei der einzige durchgehende Tageszug zwischen den Städten Lemberg und Czernowitz gestrichen worden, es verkehre nur noch ein Nachtzug. Aber wir haben ja unseren treuen Bus, also los über die Hochebene von Podolien. Dass die Bahn nicht fährt, hat erst noch den Vorteil, dass wir in Halych, der einstigen Hauptstadt Galiziens einen Halt machen können. Hier fliesst träge und noch keineswegs eindrucksvoll der Dnister, einer der grossen Flüsse Russlands, der bei Odessa ins Schwarze Meer mündet. Wir überqueren ihn einmal mit dem Bus, einmal zu Fuss über die alte Eisenfachwerkbrücke. Aber Vorsicht, ein Fussgänger, der unachtsam eines der Bretter, die auf der Brücke scheinbar herumliegen, wegstossen würde, sähe darunter ein klaffendes Loch im rostigen Eisen, und ihm würde ein Bad im Dnister nach einem Sturz von sicher 15m winken. Vor einer Kirche, wo gerade eine Abdankungsfeier stattfindet, picknicken wir, für einmal unromantisch auf dem Trottoir. Dann rollen wir weiter, stoppen kurz auf der Wasserscheide zwischen Ostsee und Schwarzem

Meer beim Ferienort Yablunyts'kyt, wo die Landschaft ganz alpin ist. Zum erstenmal tragen die Wälder ihr Herbstkleid, aber noch bescheiden, noch wetteifert das Grün mit Gelb und Rot. Immer der Schwarzen Theiss entlang erreichen wir Rakhiv, ganz nahe der rumänischen Grenze. Nichts mehr vom Luxus des Leopoldis in Lemberg; unser Hotel „Olenka“ hat noch 3 Sterne, doch nachdem wir mit Mühe Trolley, Koffer und Rucksack in unser Zimmer bugsiert haben, bleibt kaum noch Platz, sich einmal umzudrehen. Aber gerade solche Kontraste machen unsere Reise spannend, und entscheidend für das Wohlbefinden sind ja nicht die Sterne, - es ist schlicht und immer die Matratze !

Mittwoch, 17. Oktober 2012

Ein strenger Tag, und ausgerechnet heute muss das Wetter umschlagen, das uns bisher nur mit goldenem Altweibersommer verwöhnt hat. Nebel kriecht durch die Stadt Rakhiv als wir schon leicht fröstelnd den Bus besteigen. Und es beginnt zu nieseln und dann richtig zu regnen, wie unser Bus, der auf den Autobahnen so samtweich fährt, nun rumpelnd und schüttelnd über eine Schlaglöcherstrasse in einem Seitental der Weissen Theiss entlang fährt. Andrej weicht jedem Schlagloch aus, wir kommen kaum vorwärts. Nun kommen wir in ein ärmliches Tal, die Häuser fast nur noch traditionell mit ihren zwei Zimmerchen. Man sieht, dass die Leute voll auf Selbstversorgung angewiesen sind, denn so ärmlich die Häuser sind, so gepflegt sind ihre kleinen Gemüsegärten. Über den Fluss führen schwankende Hängebrücken zu jenseitigen Häusern, die auf keiner Strasse zu erreichen sind. Wo eine Brücke auf die Strasse mündet stehen bestimmt Kinder geduldig im Regen, manchmal auch nur ein einziges, die auf den Schulbus warten. (So ein Warten täte den Jeep-Cherokee-Kindern von Herrliberg auch gut !) An den Bergflanken nur Wald, Wald, wenigstens ist eine neue Forststrasse in die linke Flanke geschlagen; offenbar will man doch den Wald, den einzigen Reichtum hier etwas besser nutzen.

Vom Dorf Luhy an wird die Strasse mit einem Schlag besser, sie folgt nun dem Bach Howerla. Des Rätsels Lösung ? Jedes Jahr besteigt der Staatspräsident einmal den Berg Howerla, 2060 m, den höchsten Berg der Ukraine. Es gibt zwei Wege, einer führt über Luhy. Also will der Kreisvorsteher ihn aus Prestige Gründen hieher locken, und dazu braucht es eine schöne Strasse... Also geht es nun flott bis zur Flösserklausen bei der Verwaltung des Nationalparks Tschornohora (Schwarzer Berg). Was ist eine Flösserklausen ? (Das Wort „Klausen“ hier nicht als Unterkunft eines Eremiten, vielmehr aus dem gleichen Stamm wie das französische „écluse“ = Schleuse). Weil der Howerlabach und die Weisse Theiss zu wenig Wasser haben zum Flössen von Baumstämmen, baute man im Bach eine Staumauer aus gewaltigen Baumstämmen mit einem grossen, jetzt immer offenen Tor in der Mitte. War ein Floss gebaut, wartete es samt der Mannschaft darauf im Bachbett unterhalb der Staumauer. Dann wurde das Tor aufgerissen, ein gewaltiger Schwall Wasser

ergoss sich in das Bachbett und hob das Floss empor. Und so, auf dem Rücken des Schwalles führen die Flösser bis hinunter nach Rakhiv, wo vom Zusammenfluss mit der Schwarzen Theiss genug Wasser war für eine geruhsame Fahrt durch ganz Ungarn und bis nach Rumänien hinunter. Wehe wenn das Floss an einem Baumstamm oder Stein hängen blieb; dann rauschte der Schwall unter ihm talwärts fort und es blieb im Niederwasser stecken. Keine Frage- trotz Regen und Kälte, auf dem Howerla schneit es schon – wird das Programm durchgezogen; nur die Besteigung des Gipfels muss wahrscheinlich gestrichen werden. Dafür besteigen wir etwas anderes, nämlich heranbrummende, massive, russische Armeegeländewagen, ca. 30 Jahre alt, gewaltige Räder, hochbeinig für die Bodenfreiheit, 80 l Benzin auf 100 km. Was nun kommt, ist kaum mehr Strasse zu nennen. Je 10 von uns werden in einem der Ungetüme nicht nur geschüttelt, nein, sogar auf und ab geworfen; zum Glück ist die Decke der Wagen aus Segeltuch. Irgendwo nach einer dreiviertel Stunde stoppen die Wagen auf einer grossen Kurve und es heisst Aussteigen. Der Regen ist in ein hartnäckiges Nieseln übergegangen. Unser Führer ist gnadenlos. Wir starten gleich in der Falllinie auf steinigem und glitschigem Weglein aufwärts. Zum Glück haben Susi und Walther sich im Bus rechtzeitig Stöcke besorgt, - man wird nicht jünger. Nur ganz kurz halten wir an bei der grössten bekannten Weisstanne...die vor einigen Tagen nach vielhundert-jährigem Leben umgefallen ist. Wieder auf der „Strasse“, - d.h. Piste - wird rasch und streng marschiert, im Urwald wieder viel Totholz, irgendwann ein Schild mit einer Bärenwarnung. Es wird gewildert, sagt unser Führer, hauptsächlich von Freunden der Regierung. Macht ein Förster eine Anzeige, verhaftet man den Förster und hängt ihm einen erfundenen Prozess an, zB. mit der Behauptung, er habe irgendwas gestohlen... Wir marschieren und marschieren, Strassenschlaufe um Strassenschlaufe, nass aber mit dem Vertrauen, in der Schutzhütte vor dem Gipfelanstieg sicher vor einem Cheminéefeuer uns trocknen zu können. Aber oha, in der endlich nach anderthalb Stunden erreichten Schutzhütte ist es genau so frostig wie draussen, von Cheminée keine Spur. Aber das Picknick und unsere guten Feen, das und die sind auch hier. Auf den Howerla müssen wir verzichten, er steckt tief in Nebel und Schnee. Für den langen langen Rückweg steigen die, die schon den Herweg per Motor gemacht haben, wieder in die russischen Schüttelbecher, während wir den Weg unter die Füsse nehmen; für den letzten Kilometer nimmt uns ein ausgesandter Wagen auf. So langen wir bei dem Parkhaus bei der Flösserklause an, wo uns anstelle des geplanten Lagerfeuers im Wald in einem neuen Blockhaus ein huzulisches Abendessen serviert wird (über die Huzulen später im Zusammenhang mit ihren Pferden gleichen Namens).

Donnerstag, 18. Oktober 2012

Glücklich in der Erwartung, noch dreimal vor der Heimreise luxuriös wohnen zu dürfen, verlassen wir die enge Klause im Hotel Olenka, besteigen den Bus und

stoppen gleich wieder: Im Mittelpunkt Europas, ausgemessen von Geometern, wenn auch nicht gerade im kulturellen Sinn, denn belegt ist er mit Motel, Hotel und Souvenirläden, wie irgendeine touristische Landmarke auf der Welt. Und die Welt ist klein.

Jetzt geht die Reise immer der rumänischen Grenze entlang, links die mit den Zuflüssen aus Rumänien schon recht stattliche Theiss, der zweitgrösste Fluss Ungarns. Die Wälder werden immer farbiger, das Wetter ist wieder gut, die Kälte von gestern hat die Farben hervorgezaubert, die Dörfer werden wohlhabender, neben den alten Hütten gibt es hier wieder Neubauten von Einfamilienhäusern und sogar phantasievolle Grossbauten, - Hotels ? Man ist sich nicht sicher.

In Buschtino, knapp vor Chust, das wir nun schon kennen, wartet ein Bauernwagen mit zwei Pferden für die Bequemen. Ein Bauernwagen, wie man ihn aus unzähligen Filmen kennt, wie er in Siebenbürgen in Rumänien heute noch das Hauptverkehrsmittel ist, ein langer, schmaler Trog zwischen den Rädern, ausgepolstert mit Heu oder Stroh, wenn Menschen und nicht Kartoffelsäcke zu transportieren sind. Diesmal ist es Heu. Die meisten wandern über die Ebene dem Waldrand und dem Hof von **Michel Jacobi** entgegen. Wer aber fährt, hat seine Freude an den kleinen Huzulenpferden vor dem Wagen, und diese haben offensichtlich Freude, dass sie den Wagen über den weichen Feldweg ziehen dürfen; übermütig traben sie los und fallen zeitweise sogar in den Galopp. Später erfahren wir, dass sie ein Ehe- oder Liebespaar sind, Hengst und Stute, und dass sie heute nur darum vor dem Wagen so harmonieren, weil sie von ihm trächtig ist, weshalb sie ihn momentan in ihrem Frau-Sein nicht interessiert ! Sonst wäre er als Zugtier unausstehlich...

Beim Hof am Waldrand steht **Michel Jakobi**, ein 100%iger Idealist aus Kiel. Schon total verwurzelt in der Ukraine hat er sich in den Kopf gesetzt, die Huzulenpferde und die Karpathenbüffel vor dem Aussterben zu retten. Was aber sind die Huzulen, die Menschen, nicht die Pferde ? Die Huzulen sind oder waren ein halbnomadisches Bergvolk in den Karpathen. Über ihr Herkommen ist wenig bekannt, einige leben heute noch in einsamen Seitentälern von der Natur. Sie sprechen einen Dialekt mit rumänischen Wörtern gemischt. Durch ihr Siedlungsgebiet ging der grosse Mongolensturm, und so haben sie etwas Mongolisches an sich, und die Mongolen „vergassen“ dabei, als sie sich zurückzogen, einige ihrer kleinen zähen Pferde, und daraus wurde die huzulische Rasse, die heute vom Aussterben bedroht ist. Michel Jakobi hat genau noch diesen einen Hengst um die Zucht wieder aufzubauen, - bis jetzt mit Erfolg. Die Pferde sind eine Mischung zwischen Pferd und Pony, sehr intelligent, sehr lieb mit lebhaften Augen, Hufeisen brauchen sie keine. Auf dem Rücken und an den Beinen haben sie kleine Zeichnungen im Fell, die beweisen, dass sie noch nicht lange von Wildpferden zu teilweisen Hauspferden mutiert sind. All das trifft genau zu auf das „Liebespaar“ am erwähnten Bauernwagen. Man muss sie einfach streicheln, sie schauen einen so verträumt an. Unterdessen kommt eine riesige Schafherde daher, durchsetzt mit Ziegen,

von einem einzigen Hirten gehütet. Es ist, als ob eine Welle aus Wolle sich langsam über die weite Ebene ergiessen würde. Der Zusammenhang zwischen der Herde und den Projekten von Jacobi ist uns nicht klar, aber unglaublich beruhigend ist die Welt aus Pferden, Ziegen, Schafen, Hirten so der so; die Welt der Computer und der Autobahnen scheint plötzlich weit weg...

Die Mutter von Michel Jacobi und ihr Partner sind zufällig auf Besuch. Sie steigen in den heugepolsterten Wagen, Michel lässt die Peitsche knallen und in scharfem Trab fahren sie davon. Sie wollen für uns das Picknick auf dem eigentlichen Hof in einer zerfallenen Kolchose einrichten. Uns bleibt nur der Fussmarsch dorthin, - gut für den Appetit. Michel und seine Freundin haben sogar einen geschützten, mit einem Dach versehenen Picknickplatz eingerichtet, auch als Essensplatz für die Gruppen aus Zentraleuropa, die zu ihm zum Lernen und Arbeiten kommen. Diesmal gibt es zum Dessert Schokoladentorte von der Freundin für uns gebacken. Als wir gerade zu den Büffeln, dem anderen Hauptprojekt von Jacobi aufbrechen wollen, kommt Georg von Graefe angestürmt: „Walther, du musst ein Gedicht machen auf Michel Jacobi, du hast auf der Wasserscheide einen so guten Trinkspruch aus dem Stegreif gemacht, du kannst sicher auch ein Gedicht machen, du hast 5 Minuten Zeit, dann müssen wir bei den Büffeln sein.“ Ja, wie macht man in 5 Minuten ein Gedicht auf einen Mann, den man seit dreiviertel Stunden kennt? Aber Befehl ist Befehl, man kann den Reiseleiter jetzt nicht hängen lassen. Walther nimmt Stift und Papier, - tatsächlich, die Reime fliessen, die 5 Minuten sind um keine Sekunde überzogen.

Wir ziehen hinaus in die Steppe, fast schon Puszta. Die Herde ist noch weit weg, es ist noch gar nicht sicher, ob sie sich uns zeigt. 70 000 Tiere gab es noch 1990, dann begann das grosse Schlachten, jetzt nach 20 Jahren sind es noch 64. Es braucht schon den unvorstellbaren Einsatz eines Michel Jacobi um an den Wiederaufbau der Zucht zu glauben, - und er dürfte Erfolg haben. Zwei Stiere sind ihm geblieben, so gefährliche Kerle, dass er selber sich ihnen gar nicht nähern darf, das können nur 2 seiner Hirten. Im Gegensatz zu diesen „Männern“ sind die Kühe ein Ausbund an Gemütlichkeit. Und dann kommt die Herde der jungen Kühe doch noch. Gefährlich sehen sie aus, rabenschwarz mit ihren vollkommen gekrümmten, aber am Kopf anliegenden Hörnern. Michels Mutter ist mächtig stolz auf ihren idealistischen und gleichzeitig realistischen Sohn, das sieht man ihr an; es ist ihr erster Besuch seit er vor Jahren von Kiel aufgebrochen ist um sich hier seinen Traum zu verwirklichen. Die Zeit drängt, wir befürchten, an der ungarischen Grenze lange warten zu müssen. Also kommt die Abschiedszeremonie mit dem Dank an Michel Jacobi in Versform. Walther muss vortreten und dann hört sich das so an:

Lieber Herr Jacobi

Erst haben wir ihre Büffel nicht gefunden,
doch liessen wir uns ihre Kühe munden.
Wir bewunderten die edlen Pferde,

die galoppieren - und hinken *) – auf ukrainischer Erde.
Und dann die Herde von Schafen, das war kein Scherz,
bei soviel Wolle wird einem warm um das Herz.
Bei ihnen können wir spüren
Ihre tiefe Liebe zu den Tieren.
So möge es bleiben noch viele Jahre,
denn so ein Leben, - das ist das Wahre.

*) bezieht sich auf die zusammengebundenen Füsse der weidenden Pferde

und Walther überreicht ihm einen gesammelten Obolus für sein Projekt.
Applaus, Ende, Aufbruch zur letzten Strecke in der Ukraine.

Chust umfahren wir und erreichen Beregovo, den Grenzübergang nach Ungarn.
Und es kommt noch schlimmer als befürchtet: 1 ¼ Stunde für die Ausreise,
2 Stunden für die Einreise nach Ungarn. Es wird Nacht, und dabei hätten wir
gerne etwas von der Puszta gesehen. Aber für das sinnlose Warten werden wir in
Tarcal bei Tokai reich entschädigt: Das Hotel ANDRASSY KURIA, gebaut auf
den Fundamenten des alten Palastes der Grafen Andrassy, ***** nimmt uns auf.
Exzellentes Nachtessen im Kellerrestaurant in den Originalmauern des ehem.
Palastes der Familie Andrassy.

Freitag, 19. Oktober 2012

Endlich einmal ein Wellnessbereich, der keine Wünsche offen lässt:
Schwimmbad, Sprudelbad, Dampfraum, Schwitzraum, und viele Säulen, - sehr
vornehm. Der Vormittag verging im Nu mit Spazieren im Ort Tarcal, zu Fuss
der Tokaier Weinberge, und mit ausgiebigem Baden. Ein „leichtes Mittagessen“
ist angesagt, aber es ist dann durchaus „gräflich“, wie es zu einem Andrassy-
Palast gehört. Ein Stammbaum der Familie hängt übrigens im Korridor des
1.Stocks: Von 1003 bis 1925 reicht er.

Gestärkt und fit nehmen wir die Wanderung durch die Weingärten in Angriff.
Andrej, der Chauffeur soll die Wandergruppe führen. Er hat war keine Karte,
aber man vertraut auf sein Gespür für Wege, - nicht ganz zu recht, wie sich
zeigen wird. Unmittelbar am Rand von Tarcal beginnen die Reben auf steilem
Hang. Oben, etwa 250m über der Ebene, bietet sich ein traumhafter Anblick.
Die Hügel scheinen ineinander zu fließen, steigen höher und höher bis sie den
höchsten Punkt, den Kopasz-hegy, 512 m, erreicht haben, der von einem

Fernsehturm gekrönt ist, das einzige Zeichen der Moderne in dieser lieblichen, bukolischen Landschaft. Die Reihen der Reben in den einzelnen Parzellen laufen nicht alle wie Soldaten in die gleiche Richtung. Was das Bild so lebendig macht, ist, dass sie je nach Parzelle ihre Richtung ändern, oder dass sie mal senkrecht zum Hang, mal parallel zu ihm verlaufen, immer wieder unterbrochen von Baum- und Büschgruppen, die ab einer bestimmten Höhe in den dichten Wald übergehen. Am Weg eine lehmige Wand, voll von Löchern, die dem fast papageienfarbigen Bientöter als Bruthöhlen dienen; die Vögel können wir um diese Jahreszeit leider nicht sehen. Wilde Nussbäume erlauben uns dafür eine reiche Ernte an Nüssen, sofern man sich bücken mag. Andrej möchte die Wanderung abkürzen und durch die Wildnis direkt zum Weingut der Familie Pataki absteigen. Es scheint so einfach, ein Tobel fällt hinunter, auf seiner linken Flanke müsste ein Trampelweg gefunden werden. Es kommt dann einer, aber nur bis zu einem Ort, wo Jäger Mais als Lockmittel für Wildschweine gestreut haben. Wir kämpfen uns durch das dornige Gebüsch und müssen aufgeben. Nach ziemlichem Palaver treten wir den Rückzug an. Walther geht mit Ursula und Susann, der Försterin, rekognoszieren, findet eine Strasse, die wahrscheinlich zum Ziel führt und muss dann Andrej ziemlich harsch davon überzeugen, nicht auch noch auf der anderen Tobelflanke die Durchquerung der Wildnis zu versuchen. Irgendwo erreichen wir die Hauptstrasse von Tarcal und bald schon hören wir Musik aus dem Garten der Familie Pataki. Die Weinprobe kann kommen.

Der Empfang ist ungarisch. Maria, gestreifter Rock, Mieder aus gleichem Stoff, weisse Schürze, rotes Kopftuch mit schwarzer Stickerei, weisse Blouse mit Puffärmeln, und Raimund in Stiefeln und brauner Weste, beide aus Siebenbürgen, tanzen zur Musik aus Hackbrett, Bass, Geige und Bratsche. Manchmal tanzt Raimund allein, angefeuert nur von einem Lied Marias. Im Keller der Familie, ein kurzer Stollen, geschieht die Weinprobe des berühmten Tokaiers. Pataky pflegt seine Reben nur als Hobby: 2 ha, 1000 Flaschen pro Jahr. 6 Sorten Tokaier stehen zur Auswahl, wir probieren 3 davon. Die dritte ist das, was man so unter einem „Tokaier“ versteht: Süsser Dessertwein, 12,5 Prozent Alkohol. Die Stimmung steigt. Der Keller ist nur etwa 30m lang, andere Keller haben Stollensysteme von bis 1,5 km Länge. Patakys Keller ist von einem Pilz wie „ausgepolstert“, d.h. der Pilz hat Wände und Gewölbe restlos mit einer weichen, schwarzen Schicht, ca.3cm dick, überzogen; gut für Besucher, die das Probieren vielleicht etwas übertreiben.

Zum Nachtessen im Garten gibt es Spaghetti, traditionell für Silvatur am zweitletzten Abend der Reise. Vor dem letzten Galadiner im Gellert in Budapest soll es nochmals einfach zugehen. Dafür geht es dann hoch her. Die Musikanten kommen zurück und begleiten das Essen. Kaum ist der letzte Bissen geschluckt, fordern sie alle zum Tanz. Walther will zuerst nicht, was soll eine Mazurka in

Wanderschuhen ? Aber Ursulas Aufforderung kann er nicht gut abweisen, und plötzlich merkt er, dass es sich in Wanderschuhen ganz passabel tanzen lässt. Aber dann wird die Sache ernst: Der Halstuchtanz kommt. Ein Mädchen, es ist Maria, tanzt allein, ein langgefaltetes Halstuch in Händen. Sie wird mit dem Halstuch einen Mann fangen, der mit ihr tanzen muss. Natürlich ist Walther ihr erstes Opfer, der zu seiner Verblüffung mit der feurigen Ungarin einen rumänischen Volkstanz (glaubt er) hinlegt. Plötzlich verstummt die Musik, die Partnerin muss geküsst werden. Sogar das gelingt problemlos. Dann darf er das Tuch einem Mann geben, der nun seinerseits eine Frau fangen muss. So was gab es zum letzten Mal an den „Tanzkränzli“ vor 70 Jahren. Verjüngt einen so eine Reise ? Schliesslich doch noch eine Mazurka in Wanderschuhen, wo die Herren in die Hocke gehen und dann, hopp, ihre Partnerin an den Hüften hoch in die Luft heben. Zum Glück für Walthers Kreuz und Rücken ist diese Partnerin nocheinmal die grazile Ursula. Nach dieser letzten Anstrengung darf man zum Dessert gehen: Eine wundervoll verzierte, rechteckige Schokoladentorte, gebacken von einer Nachbarin der Familie Pataky.

Samstag, 20. Oktober 2012

40 km Fahrt und wir sind in der endlosen Weite der Puszta, im Hortobagy-Nationalpark, wo die Puszta noch am urtümlichsten ist, also nichts als Steppe für die Rinderzucht und für gar nichts anderes. Aus dem Hortobagy-Nationalpark fliesst der Hortobagy-Fluss in die nahe Theiss, denn es gibt auch sumpfige Gebiete im Park. Hier war im 9. Jahrhundert die Heimat der Hunnen, der Schrecken Europas, die einmal sogar das Kloster St.Gallen plünderten und anzündeten.

Da fällt uns natürlich Münchhausens Ballade „Hunnenzug“ ein

Finsterer Himmel, pfeifender Wind,
wildöde Heide, der Regen rinnt,
von Fern ein Schein wie ein brennendes Dorf,
mattdüsterer Glanz auf den Lachen im Torf
Da plötzlich ein stampfendes dumpfes Geroll,
wie drohendes Winter steigender Groll.

Durch den rauschenden Regen wild geht ein Schrei,
immer mehr, immer neue jagen herbei
von der heimatlosen unzählbaren Schar,
der der Sattel Wiege und Sterbebett war...

Zwei von Pferden gezogene Bankwagen erwarten uns bei der Parkverwaltung und unter Peitschenknallen geht es ab in die Steppe. Ein aussergewöhnliches

Erlebnis, auf einer nur mit kurzem Gras bewachsenen, wie horizontlosen Ebene zu stehen unter einem weiten, hohen Himmel. Wir erfahren Interessantes über die Pferderasse „Nunius“, die hier gezüchtet wird. Sogar eine kleine Reitervorführung bietet man uns. Zuerst den „ungarischen Wagen“, d.h. ein Hirte in der Tracht, stehend auf den Kruppen zweier Pferde, lenkt von da aus drei in Front, also fünf auf einmal in Schritt und Trab. Der Rekord soll bei 16 Pferden und einem Reiter liegen. Dann preschen 3 Reiter vorbei mit lautem Knall ihrer Peitschen mit langen Schnüren. Das Knallen hatte einst den Sinn, die Pferde an den Knall von Gewehrschüssen zu gewöhnen, wenn Banditen eine ruhende Herde überfielen und die Hirten gezwungen waren, sich mit Gewehrschüssen zu verteidigen. Da konnte es ja nicht sein, dass man mit den Schüssen die Banditen und gleich noch die eigene Herde vertrieb...

Es war in diesem Sommer zu trocken in der Puszta (in ganz Osteuropa). Wir treffen auf ein einsames Wasserloch, eigentlich eher ein Dreckloch, und darum und darin eine Herde von Mutterkühen der ungarischen Wasserbüffel, mit ihren Kälbchen. Einige suhlen sich im feuchten Dreck, je dreckiger sie aus dem Schmutz kommen, umso zufriedener sind sie. Sie werden nur um ihres Fleisches willen gehalten. Auch ein Gespann mit Ochsen der ungarischen Graurinder mit gewaltig ausladenden, spitzen Hörnern zieht vorbei, 4 Tiere vor einem Bauernwagen wie bei Jacobi in Buschtyno. Ein Bulle liegt im Pferch und glotzt träge zu uns herüber, er kann es wahrscheinlich immer noch nicht begreifen, warum seine „Kinder“, sind sie einmal kastriert, eine vollkommen andere Kopfform entwickeln als seine „richtigen“ Frauen...

Jetzt aber Schluss mit Pferdezug und 19. Jahrhundert, der Motor hat uns wieder. Noch rasch das letzte Picknick und dann die sausende Fahrt über 150 km nach Budapest in die Zivilisation des Jugendstils (also doch wieder 19. Jahrhundert ?) Nein, man muss bei den Stilen korrekt sein, der Jugendstil gehört ausschliesslich in das beginnende 20. Jahrhundert, was vorher war, das ist Historizismus: aber auch dafür ist Budapest das leuchtende Beispiel ! „Gellert“ allerdings, das Hotel mit Thermalbad am Fuss des Burghügels von Budapest, das uns für die letzte Nacht empfängt, ist später Jugendstil, gebaut kurz vor seinem Erlöschen und eingeweiht trotz Krieg und nahender Niederlage im Jahre 1918. Warum gibt man dem feinen Haus nur 4 Sterne ? Egal, unser Zimmer ist vom Feinsten, im Treppenhaus ist beim Absatz ein wandgrosses Fenster, zusammengesetzt aus Jugendstilelementen in Glas. Nachts, wenn das Licht von aussen einfällt und durchscheint ein einmaliger Anblick !

Gestylt, wie in Lemberg für die Oper, besonders die Damen, treffen wir uns in einem Raum mit Sicht auf die nächtliche Donau und die beleuchteten Brücken, die Kettenbrücke und die Elisabethenbrücke. Draussen im Foyer sorgen zwei Musikanten (Zigeuner ?) für zurückhaltende, das Gespräch am Tisch nie

störende Tafelmusik. Eine elegante Menükarte mit Goldfaden geschnürt erwartet uns neben dem Gedeck:

Gänseleberpastete mit grüner Walnusscrème

Trio vom Lamm mit käsig-Kartoffeln,
Möhren-Soufflé mit Knoblauch-Sauce

Apfelstrudel mit Zimt und Sauce

Und nun hat zum Schluss Esther ihren grossen Auftritt, - Esther Gassler, von der wir erst nach einigen Tagen erfuhren, dass sie ein politisches Ehrenamt innehat:

Regierungsrätin und Vorsteherin des Volkswirtschaftsdepartementes des
Kantons Solothurn

Ihr Mann, Hans Gassler, zurückhaltend, immer die Ruhe selbst neben seiner lebhaften Frau, ein Beispiel für das umgekehrte Sprichwort vom starken Mann mit der starken Frau im Rücken, Hans, der, als sie den Auftrag für eine Dankesrede fasste, meinte: Nun geht das schon wieder los. Esther entledigt sich ihres Auftrages souverän, man erkennt die geübte Politikerin wie sie unseren Dank an Georg von Graefe, an seine Assistentinnen Jevgenia und Katarina und an Andrej, unseren, nicht aus der Ruhe zu bringenden Chauffeur in wohlgesetzten Worten in klassischer Politikerdiktion überbringt.

Sonntag, 21. Oktober 2012

Ein letztes Luxus-Frühstück, - und zuhause wartet schon wieder das Stück Brot, der Yoghurt mit Kleie und die 2 Tassen The. Gottseidank gibt es diese Abwechslung, selbst das Luxusfrühstück könnte einem noch verleiden mit seinen ewigen Müesli (überall auf der Welt, ein nie erwarteter Sieg des Dr. Bircher), mit seinem Orangensaft und dem auf Bestellung gemachten Rührei.

Die Gruppe geht auf eine Stadtführung, Nur Susi und Walther, die Budapest schon kennen, ziehen das Gellert-Thermalbad vor. Man badet zwischen Säulen und Wasserspeiern, im Schwimmbad mit vielen vielen alten und leicht gebrechlichen Leuten, man kann verschiedene besonders warme Becken auf suchen, Walther findet sogar einen Dampfraum, der so heiss ist, dass auch junge Leute nicht mehr wie 2 Minuten darin verweilen, zuletzt noch Warmwasserbecken mit 36 und 38 Grad. Dumm ist nur, dass man kaum noch aus der

labyrinthischen Anlage herausfindet. Nachdem Walther plötzlich in der Kälte in einem Hinterhof zwischen Mülltonnen stand, findet er eine verzweifelte Susi, die eine Viertelstunde herumirrte, hinter einer elektronischen Barriere, die von einem guten Geist geöffnet wird, sodass beide doch noch ihr Zimmer erreichen, nur um sich gleich aufzumachen, die Gruppe zu finden. Nach einigem Falschlaufen in der Stadt, was zum Glück den Anblick vieler sonst verpasster Prunkgebäude in Jugendstil und Historizismus verschafft, finden wir die Gruppe im Café Gerbeau, im berühmtesten Café von Budapest, ursprünglich zur Zeit der Monarchie von einem Schweizer gegründet. Den allerbesten Schokoladenkuchen gegessen, und das ist nun wirklich der süsse Schluss der Reise. Was dann noch kommt, der Flug zurück nach Zürich mit einem Appenzeller Biberli für den Hunger, das ist nur noch schale Zugabe zu einer phantastischen Reise.

Herrliberg, den 1. November 2012
Walther Natsch